

Brückenbauer

PETER NORMANN WAAGE: **Eine herausfordernde Begegnung.** Schmuël Hugo Bergman und Rudolf Steiner. Pforte Verlag, Dornach 2006. 203 Seiten, 19 EUR.

Der norwegische Autor Peter Normann Waage ist bekannt als Kenner und Vermittler russischen Geistes wie auch als wacher Beobachter des Zeitgeschehens, der sein besonderes Augenmerk auf Fragen des interkulturellen bzw. -religiösen Zusammenlebens sowie auf Probleme der Globalisierung richtet. Sein kürzlich erschienenes neues Buch stellt einen selbständig denkenden, kritisch-solidarischen Freund der Anthroposophie vor: den Philosophen und ersten Rektor der Hebrew University Schmuël Hugo Bergman (1883-1975), der in Prag aufwuchs und von 1920 bis zu seinem Tod in Jerusalem lebte. Dort wirkte er als Bibliothekar und später als Philosophieprofessor. Er gehörte 1925 zu den Gründern des »Brith Shalom« (Friedensbund), der für eine Verständigung zwischen Juden und Arabern eintrat, und engagierte sich für einen binationalen Staat in Palästina.

Bergman entstammte einer einfachen jüdischen Prager Familie und war schon in seiner Jugend ein bewusster Zionist. Man darf ihn mit Fug und Recht als den führenden Vertreter eines nicht nationalistisch, sondern humanistisch und an mitteleuropäischen Werten orientierten »Prager Zionismus« bezeichnen. Jahrzehntelange Zusammenarbeit und Freundschaft verband ihn mit dem fünf Jahre älteren Dialog-Philosophen Martin Buber (»Alles wirkliche Leben ist Begegnung«); gemeinsam mit ihm setzte er sich in Israel – letztlich erfolglos – gegen die Todesstrafe für Adolf Eichmann ein. Zu Bergmans Jugendfreunden zählten Franz Kafka, mit dem er in eine Klasse ging, und Max Brod. Er kannte nicht nur Franz Werfel und Albert Einstein, sondern auch Rudolf Steiner: In den Jahren um 1911 war Bergmans Schwiegermutter Berta Fanta eine führende Prager (Theo- bzw.) Anthroposophin. Bergman hörte Vorträge Steiners in Prag, Berlin, München (wo er Aufführungen

von Steiners Mysteriendramen erlebte) und Zürich; er besuchte Steiner 1919 in Dornach, wo dieser ihm das Goetheanum zeigte. Mehrfach fanden persönliche Gespräche statt, und Steiner gab Bergman individuelle Meditationen. Waage beleuchtet in seinem Buch anhand zahlreicher Tagebucheinträge und Briefstellen Bergmans aus mehr als sechs Jahrzehnten die Entwicklung von dessen (nicht einfachem) Verhältnis zu Rudolf Steiner und zur Anthroposophie. Bergman, der selber nie Anthroposoph wurde, aber in Israel wiederholt öffentlich – auch in seinen Philosophie-Vorlesungen – auf Rudolf Steiner hinwies, erscheint in seiner unabhängigen, immer offenen, aber nicht unkritischen Einstellung der Anthroposophie gegenüber in Waages Darstellung als vorbildhaft für einen zeitgemäßen und aufgeklärten Umgang mit Aussagen des Geisteslehrers, die den »bloßen« Verstand vor große Probleme stellen können. Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist, dass Bergman bereits 24jährig, vor seiner Begegnung mit Steiner, in seinem ersten Buch »Untersuchungen zum Problem der Evidenz der inneren Wahrnehmung« veröffentlichte – ein Thema, welches ihn immer wieder beschäftigte, besonders auch hinsichtlich seiner Haltung zu »anthroposophischen Wahrheiten«. Steiner selber hat 1913 in Prag darauf hingewiesen, dass sich ein Geistesforscher irren kann, »wenn er von eigenen Vorurteilen, Sympathien oder Antipathien abgelenkt« werde.

Das Ringen des Wissenschaftlers Bergman kommt in mancherlei Fragestellungen zum Ausdruck, die Waage pointiert aufgreift und zugespitzt als wichtige Anregungen problematisiert: »Welches Bild wird von Steiner in der Welt verbreitet? ... Erhalten wir das Bild von jemand, der uns Wahrheiten diktiert, oder von jemand, der sich mit uns unterhält?« Oder: »... das weitere Schicksal von Steiners Werk hängt meiner Meinung nach davon ab, ob er als Gesprächspartner oder als allwissender Verkünder verstanden wird.« Zur Sprache kommt auch ein wunder Punkt, der Bergmans Distanz zur Anthroposophie begründet: Steiners – zumindest in Bergmans Augen – uneindeutige Positionierung zum Judentum und zum Zionismus. – Schlucken wird mancher

bei Waages Aussage, Steiners Werk sei »zweideutiger, als sein Urheber zu glauben schien«, oder bei der folgenden, die sich auf einzelne delikate Steinerzitate bezieht: »Indem Steiner seine Apostrophierungen mit seiner Stellung als Geistesforscher begründet, ist er gefährlich nahe daran, anderen auf autoritäre Weise seine eigenen Vorurteile aufzuzwingen.«

Als Fazit lässt sich Waages Diktum lesen, Bergmans Haltung trage »dazu bei, die Wissenschaftlichkeit dieses Werkes (desjenigen Steiners) zu retten; sie lässt sich nämlich nur durch Skepsis, nicht durch Glauben erhalten. ... So machen wir aus Steiner wiederum einen Gesprächspartner, und als solcher wird seine Bedeutung nur wachsen. Gelingt das nicht, wird er konserviert und einbalsamiert. Und sein Werk wird zu einem Mausoleum.«

Im Anhang des Buches hat Taja Gut dankenswerterweise in chronologischer Reihenfolge den größten Teil der bisher verstreut erschienenen Äußerungen Bergmans zu Rudolf Steiner und zur Anthroposophie versammelt (u.a. ein Radiogespräch von 1957 über die »wichtigste Begegnung« in seinem Leben und Bergmans Universitäts-Vortrag zu Steiners 100. Geburtstag). Dieser zweite Teil des Buches ist ein beeindruckendes Dokument und zeigt einen klar denkenden Geistesucher mit »wissenschaftlichem Gewissen«.

A propos: Es finden sich in dem handlichen Band leider vereinzelt sachliche Fehler, die – auch anhand der zitierten Literatur – leicht hätten vermieden werden können. Einige Beispiele: Steiner stellte keineswegs erstmals in Prag seine Pädagogik vor; es existieren sehr wohl Nachschriften seiner öffentlichen Prager Vorträge von 1911, die sogar gedruckt vorliegen; einen Kaiser Rudolf II von Hessen (sic!) gab es 1599 in Prag nicht. Doch fallen solche marginalen Schönheitsfehler kaum ins Gewicht und schmälern nicht den Wert von Waages Buch: Es entreißt Bergman zu Recht der Vergessenheit; zum anderen fordert es heutige Anthroposophen mit Thesen, die als provokant angesehen werden können, zu einer kritischen Revision ihres Umgangs mit Anthroposophie auf. – Empfehlenswert. *Hans-Jürgen Bracker*

Cyborgs und Identität

SIMONE EHM/SILKE SCHICKTANZ (HG.): **Körper als Maß?** Biomedizinische Eingriffe und ihre Auswirkungen auf Körper- und Identitätsverständnisse. Hirzel Verlag, Stuttgart 2006. 254 Seiten, 12,50 EUR.

»Körper als Maß?« Hinter dem irreführend unscheinbaren Titel verbirgt sich eine Sammlung von Aufsätzen zu biomedizinischen Eingriffen in den Körper einerseits und für das Verständnis von Identität im Zusammenhang solcher Eingriffe andererseits. Die Autoren und Autorinnen sind dementsprechend Philosophen, plastische Chirurgen, Molekularbiologen, Ethnologen, Kulturwissenschaftler und Theologen.

Die Körperbilder und die Identität werden bereits heute, in Zukunft in steigendem Maß in Frage gestellt durch Implantationen von tierischen Organen, durch künstlich erzeugte Organismen, Chip-Implantate und »Brain-Computer-Interfaces«, durch gekaufte menschliche Organe (»Body-Shopping«) und nicht zuletzt durch das bereits heute weit verbreitete Manipulieren des Äußeren durch die Schönheitschirurgie. Das alles widerspricht zutiefst den uns bekannten menschlichen Selbstkonzeptionen, in denen der Körper stets als »konstitutiver Bestandteil des Selbst« empfunden wurde und ganz und gar nicht als ein Teil »körperlicher Rohstoffe«, die dazu benutzt werden, durch unterschiedliche Technologien – und zurückgreifend auf »Körpermärkte« – andere Körper zu manipulieren. Die Frage, die deshalb in diesen Aufsätzen aus unterschiedlichen Gesichtspunkten aufgeworfen wird, ist, ob wir »auf eine radikale und in ihrer Natur nicht vorhersagbare Veränderung von Körperidentität als Folge« solcher Manipulationen vorbereitet sind.

Die Frage ist schon von daher dringlich, als bereits heute trotz aller ethischen Bedenken spätestens dann alle Einwände vom Tisch gefegt werden, wenn behauptet wird, »etwas sei therapeutisch nutzbar«. Und das ist es ja vielfach auch. Der »therapeutische Imperativ« verspricht nicht nur Schönheit und Instandsetzung nach Unfällen und schweren Erkrankungen, sondern

die Auslöschung von Krankheiten schlechthin, pränatale Diagnostik mitsamt genetischer Korrekturen, individualisierte Medikamente auf genetischer Grundlage, biomechanische und sensorische Implantate und den Austausch und die Produktion ganzer menschlicher Organsysteme – im besten Fall ohne die gefürchteten Abstoßungsreaktionen des Organismus.

Der Körper – früher ein unveränderlicher Ausdruck der menschlichen Individualität – wird damit aber auch zu einer »exponierten Oberfläche der Selbstgestaltung«, zu einer Selbstinszenierung, zu der heute z.B. eher Webseiten und künstlerische Aktivitäten zählen. Diese Neuerfindung des Körpers »als biokybernetisches System« entspricht einer gesellschaftlichen Tendenz, die im Kontext sich verflüchtigender Werte, Normen, Bindungszusammenhänge und »stabiler Sinnhorizonte« ganz auf eine Individualisierungstendenz setzt, die »den Einzelnen immer mehr zum verantwortlichen Gestalter seines Lebens werden lässt«. Vorbilder, Orientierung, Lebensformen, partnerschaftliche Bindungen, aber eben auch der eigene Körper selbst werden zu variablen Gestaltungsmöglichkeiten, die permanent erprobt, revidiert und neu gewählt werden. Das multiple menschliche Ich passt sich seinen eigenen Erscheinungsformen, den virtuellen Umwelten wie Internet, E-Mail-Beziehungen und einer kakophonischen Informationsflut stetig an. Die Virtualisierung des eigenen Körpers ist da nur eine Konsequenz.

Aber es gibt ja auch »bodenständigere« Eingriffe in den Körper wie die »Wiederanpflanzung abgetrennter Gliedmaßen« nach Verstümmelungen oder die elektronische Innenohrprothese Cochlea-Implantat, die Tauben eine neue Möglichkeit des Hörens vermittelt. Selbst bei Letzteren aber gibt es Einwände vonseiten der Betroffenen. Denn diese Neuroimplantate machen einen Tauben, der sich, einer Gehörlosengemeinschaft zugehörig, in seiner sozialen und leiblichen Identität keineswegs selbst als Behinderten empfinden muss, dauerhaft zum Patienten. Die im Schädel implantierten Chips führen – auch wenn sie selbst nicht gewartet werden müssen – zu möglichen Einwachsungen, Abstoßungsreaktionen und Infektionen;

sie werden vom Körper als Fremdes identifiziert, gegen das er sich wehrt. In vielen Situationen (Schlaf, Handynutzung, Flughäfen, Sport, Kontakt mit Wasser) müssen die Geräte außerdem abgeschaltet werden. Die Integration auf körperlicher, seelischer und geistiger, aber auch sozialer Ebene ist selbst bei solch erprobter Technik nicht ohne weiteres und nicht ohne gravierende Kompromisse möglich.

Auch in vielen Interviews mit Patienten, die Implantate tierischer Herkunft bekommen haben, wird die widersprüchliche Haltung deutlich. Vorbehalte ethischer Art gibt es gegenüber Biotechnologie viele – gleichzeitig besteht aber für den Betroffenen selbst natürlich immer die pragmatische Hoffnung, wieder »normal« zu werden. Gesteigert wird diese zwiespältige Haltung etwa bei schweren Parkinsonerkrankungen, die mit den Zellen abgetriebener Föten behandelt werden. Häufig bestehen aber auch Ängste und diffuse Empfindungen des Abscheus – etwa bei Diabetikern, die eine Schweineniere erhalten haben: »Es fühlt sich wie etwas Großes und Fleischiges an. Und ich frage mich, inwiefern es mich als Person verändern kann. Ja, nicht dass mir ein Schwanz wachsen wird oder so – aber dass mir dennoch etwas passieren wird.«

Biotechnologische Maßnahmen, die dem Patienten zur körperlichen »Normalität« verhelfen sollen, können also durchaus zur inneren Zerrissenheit und zu einem gestörten Selbstbild führen. Das Unbehagen, das aus Goethes Mephisto-Mund spricht: »Am Ende hängen wir doch ab/ Von Kreaturen, die wir machen« wird von den Betroffenen also durchaus geteilt. Die Integration fremder Bestandteile in den eigenen Körper, die eine auf vielen Ebenen galoppierende technologische Entwicklung vorwärts treibt, gelingt dem Individuum nur langsam, mit Mühen und mit ungewollten Effekten, die mit Selbstzweifeln, ethischen Bedenken und Gefühlen der Fremdbestimmung durchsetzt sind. Untersuchungen zeigen aber, dass in den Fällen, in denen mit Hilfe der biotechnologischen Maßnahmen die soziale Integration der Patienten wieder besser gelingt, positive Aspekte überwiegen und die Zweifel überlagern.

Einige Aufsätze reflektieren die allmähliche Ab-

lösung des »Naturkörpers« auch in Bezug auf Filme, Literatur und Kunst. Cyborgs, Untote und Monster sind ein Spiegel des kulturellen Unbehagens gegenüber den medizinischen Fortschritten.

Der Sammelband »Körper als Maß?« stellt eine umfassende, anregende Lektüre aus unterschiedlichen Gesichtspunkten zu einem Thema dar, das exemplarisch steht für die Schwierigkeiten und Hoffnungen, die mit technologischem Fortschritt verbunden sind; hier verschärft durch die Tatsache, dass diese hier angesprochenen Eingriffe direkt am und im Körper des Individuums ansetzen. Manches erscheint mir etwas skurril: insbesondere der psychoanalytische Ansatz vieler Darstellungen und die Auswahl der Fotos. Es fehlen Beiträge zu den Ergebnissen der aktuellen Hirnforschung oder zur Integration von elektronischen Implantaten. Die Lektüre ist wegen der höchst unterschiedlichen Diktion der Fachleute nicht einfach: Eine etwas stringenteren Absprache zwischen den Autoren wäre sicher gut gewesen. Dennoch: Eine wichtige, ja notwendige Lektüre auch deshalb, weil ethische Bedenken nicht abstrakt formuliert, sondern von betroffenen Patienten selbst artikuliert werden.

Michael Eggert

Oberstes Syntheseorgan

ERNST OLDEMEYER: **Zur Phänomenologie des Bewusstseins.** Studien und Skizzen. Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg 2005. 435 Seiten, 39,80 EUR.

Wie sind durchgängige Kausaldetermination in der Natur und freies Handeln des Menschen miteinander vereinbar? In der dritten Antinomie seiner »Kritik der reinen Vernunft« versuchte Immanuel Kant das Problem zu lösen, indem er eine zweistufige Betrachtungsweise einführte: Die theoretische Vernunft müsse für den Gesamtbereich der Erscheinungen eine durchgängige naturgesetzliche Kausaldetermination annehmen. Die praktische Vernunft dagegen müsse dem intelligiblen Wesen des Menschen die Möglichkeit einer »Kausalität durch Freiheit« einräumen, denn sonst wäre die moralisch-

ethische Beurteilung einer Handlung nicht möglich. Doch bei näherem Hinsehen muss man sich fragen, wie beide Betrachtungsweisen schlüssig ineinander greifen. Wie genau wirkt die außerzeitliche Kausalität der Vernunft in die Reihe der zeitlichen Handlungen des Menschen hinein? Kants Konzept der transzendentalen Freiheit kommt an dieser Stelle über ein hypothetisches Postulat nicht hinaus. Ernst Oldemeyer greift in einem bemerkenswerten Kapitel seines Buches diese Problematik auf und macht sie für eine Phänomenologie des Bewusstseins fruchtbar. Er hinterfragt die transzendental-idealistischen Voraussetzungen Kants und zeigt, dass die Ebene des Freiheitsbewusstseins nicht als »außerzeitliche Sphäre des An-sich-Seins« gedeutet zu werden braucht. Sie kann als Reflexionsebene innerhalb des Bewusstseins aufgewiesen werden. An die Stelle des intelligiblen Menschen als einem »Ding an sich« setzt Oldemeyer eine Phänomenologie der subjektiven Sicht und beleuchtet von hier aus die Wechselwirkung zwischen Naturgrundlage und Freiheitsakt.

Oldemeyer gelingt es, den Menschen nicht auf seine Naturseite zu reduzieren. Gleichzeitig vermeidet er jede Festlegung auf metaphysische Setzungen. Zwischen beiden Extremen entfaltet er eine Art mittleren Wegs, der für die Vielfalt des menschlichen Lebens offen bleibt. Dieser mittlere Standpunkt ist charakteristisch für die im vorliegenden Buch veröffentlichten Studien und Skizzen von Ernst Oldemeyer. Sie machen Bewusstsein als materiell fundiertes, »oberstes Syntheseorgan des Lebens« begreifbar, »das leistet, was ein materielles Trägersystem als rein materielles nicht leistet: die holistische Präsentation einer offenen Welt ... für ein offenes Subjekt.« Bewusstsein erscheint abhängig von einem vorgegebenen Träger: »Bewusstsein trägt und »setzt« sich nicht selbst, es ist nicht »freischwebend«. Es erwächst ruhend auf einem Sein, das nicht es (das Bewusstsein) ist.«

Gleichzeitig aber ist Bewusstsein stets auf welthaft-inhaltliches Dasein hin geöffnet. Seine evolutive Ausweitung ermöglicht die Bildung neuer Reflexionsebenen, die dem Subjekt eine immer größere Offenheit für Alternativen und damit auch eine zunehmend souveränere

Handhabung seiner Naturseite einräumen: »Man könnte von einer ›amöboiden‹ Organisation des Bewusstseins sprechen; dessen Bewegung ähnelt der Bewegung einer kugelförmigen Amöbe, die sich aufplustert und zusammenziehen sowie Pseudopodien nach beliebigen Seiten ausstrecken kann. Diese räumlich-zeitliche Organisation, die zwischen Ausbreitung und Konzentration pulsiert, bleibt aber stets endlich-ans innerweltliche Hier und Jetzt ihres Trägers und dessen Perspektive rückgebunden. Sie kann nie unendlich werden, weil sie die umfangende Welt nie von ihrem innerweltlichen Standort aus ihrerseits zu umfassen vermag. Dies könnte nur ein göttliches Bewusstsein, das gleichsam, ›von außen nach innen‹ die Welt im Ganzen nochmals umfasste und durchdränge.« Die im vorliegenden Buch veröffentlichten Aufsätze sind im Laufe vieler Jahre entstanden. Sie entspringen einer mehr als dreißigjährigen Forschungsarbeit an der Nahtstelle zwischen Naturwissenschaft und Phänomenologie. Nach Lehrjahren, die von der phänomenologischen Schule Erich Rothackers und Martin Heideggers geprägt waren, war Oldemeyer zunehmend mit Fragestellungen der Kybernetik und Informationstheorie konfrontiert worden. In kritischer Auseinandersetzung mit dem Reduktionismus informationstheoretisch-kybernetischer Bewusstseinsmodelle entstand seine Strukturanalyse des Bewusstseins, die das Verhältnis zwischen der Selbsterlebensperspektive und den materiellen Trägerprozessen des Bewusstseins von verschiedenen Seiten her beleuchtet. Oldemeyers Betrachtungen beziehen aber auch vielfältige philosophisch-spirituelle Ansätze, beispielsweise von Jean Gebser, Ken Wilber oder Rudolf Steiner, mit ein. Von phänomenologisch gesichertem Boden aus untersucht Oldemeyer Fragen im Grenzbereich zu Metaphysik und mystischer Spiritualität. Vorsichtig versucht er, die Möglichkeiten seriöser phänomenologischer Forschung auszuloten. Sein phänomenologischer Ansatz nimmt »zwar grundsätzlich alles ernst, was sich menschlicher Erfahrung ›zeigt‹. Aber er verzichtet auf unzureichend begründete Prognosen.« Das betrifft auch die Möglichkeit eines »leibfreien Bewusstseins«, das

zwar »für Phänomenologen durchaus beachtenswert« sei, jedoch für seine Plausibilität auf »überzeugende Selbsterfahrungen oder prüfbare Indizien« angewiesen sei. Rudolf Steiners Auffassung, dass bereits im reinen Denken eine Tätigkeit phänomenologisch aufweisbar ist, die über hinreichende Merkmale eines leibfreien Bewusstseins verfügt und durchaus von einer höheren Sphäre aus, d.h. »von außen nach innen« das begrenzte Dasein der Persönlichkeit zu bestimmen in der Lage ist, bleibt unbeachtet. Obwohl Oldemeyer Steiners »Philosophie der Freiheit« kennt und sich für ein »integrales Bewusstsein« im Sinne einer Synthese von intuitivem und diskursivem Erkennen ausspricht, bleibt bei ihm eine Art skeptischer Sorge, angesichts möglicher »Allmachtsphantasien« des Subjekts, im Hintergrund bestehen.

Oldemeyers anspruchsvolle Arbeit erschließt »Grundmodi, durch die im Medium des Bewusstseins Welt als Erscheinung konstituiert wird«.

Ralf Gleide

Medienkompetenz

EDWIN HÜBNER: **Anthropologische Medienerziehung.** Grundlagen und Gesichtspunkte. Europäischer Verlag der Wissenschaften, Frankfurt am Main 2005. 680 Seiten, 91 Seiten.

Mit dieser Arbeit hat Edwin Hübner das bisher wohl umfangreichste und fundierteste Werk für die Grundlagen einer zeitgemäßen Medienerziehung vorgelegt. Und wenn man in diesem Zusammenhang von Grundlagen spricht, dann ist das im wahrsten Sinne des Wortes zu verstehen. Ausgehend von dem gesprochenen Wort verfolgt er detailgetreu die Entwicklung der verschiedenen Medien und hat dabei stets die zeitgenössischen, realen pädagogischen Anwendungen und Diskussionen im Blick. So findet sich im ersten Teil nicht nur eine anschauliche, hervorragend recherchierte Darstellung der Mediengeschichte, sondern zugleich auch eine ebenso anschauliche Geschichte der Verwendung der Medien in der Erziehung.

Vieles von dem, was im Mittelalter und in der beginnenden Neuzeit diskutiert und angeführt

wurde, mutet dabei ungeheuer modern an und entspricht durchaus den Argumenten, die gegenwärtig benutzt werden. Allein dadurch wird dem Leser, egal welche Meinung er selber in Bezug auf die Verwendung von Medien im schulischen Bereich vertritt, deutlich, dass die Beschränkung der Diskussion auf einzelne Medien (Einsatz von Computern in den Schulen etc.) zu kurz gegriffen ist. Die Medienentwicklung ist zutiefst mit der menschheitlichen Entwicklung verbunden und beide bedingen sich gegenseitig, wie Hübner immer wieder herausarbeitet und betont.

Wer erwartet, in diesem Buch eine einseitige Meinung zu finden, wird lange suchen, so lange, bis er das Buch durchgelesen hat. Er wird dann enttäuscht feststellen müssen, dass er nicht fündig geworden ist. (Alle Menschen mit einseitigen Anschauungen oder Vorurteilen ermuntere ich, meine Aussage zu überprüfen!). Insofern stellt diese wissenschaftliche Arbeit (es handelt sich ja um die Dissertation des Autors) eine Ausnahme innerhalb der wissenschaftlichen Welt dar. Denn wie häufig findet man heute Arbeiten, denen eine These vorangestellt ist, die dann mit »wissenschaftlichen« Methoden untermauert wird. Im Gegensatz dazu ist diese Arbeit ein solides Bauwerk, bei dessen Beginn noch nicht feststand, wie es aussehen würde.

Im zweiten Teil nimmt Hübner den Menschen in seinem Verhältnis zu den Medien, zur Welt im Allgemeinen und zu seiner Entwicklung unter die Lupe. Er bleibt auch hier anschaulich und sachlich.

Im dritten Teil schließlich wendet er sich den konkreten praktischen Umsetzungen zu. Nach der Zusammenfassung der Grundgedanken und der Einführung des salutogenetischen Ansatzes folgen eine Fülle konkreter Beispiele aus der eigenen Schulerfahrung des Autors.

Diese sind eindeutig nicht als Rezepte, sondern als Anregungen gedacht, aber gerade die Wahl konkreter Beispiele unterstreicht den Anspruch der Arbeit: Geht es doch nicht darum Theorien zu schaffen, sondern lebenspraktische Gesichtspunkte und Anregungen zu vermitteln. Damit wird Hübner dem Motto des Institutes

IPSUM gerecht, zu dessen Gründungskollegium er gehört. IPSUM steht für »Institut für Pädagogik, Sinnes- und Medienökologie«. Der ökologische Gedanke, also die Frage unter welchen Bedingungen was, wann und wie berechtigt ist, prägt seine ganze Arbeit.

Wer immer sich also mit dem Thema Medien-einsatz in der Pädagogik und mit Erziehung zur Medienkompetenz beschäftigt, sei es als Elternteil, als Erzieher, Lehrer, Dozent oder Professor, sollte diese Arbeit unbedingt lesen und nutzen.

Uwe Buermann

Menschenwürde

ANDREAS LAUDERT: **Würde**. Reihe Entwürfe. Verlag die Pforte, Dornach 2006. 90 Seiten, 8 EUR.

Menschenwürde – die Würde des Kindes – die Würde der Natur – Alterswürde – würdiges Sterben: Worte, die in aller Munde sind und etwas beschreiben, was uns allen eignet und von dem wir doch nicht so genau wissen, was das eigentlich ist: Würde.

Diesem Thema hat sich Andreas Laudert in einem ausführlichen Essay gewidmet. Laudert setzt nicht bei Definitionsversuchen oder philosophischen Erörterungen an: Er begeht vielmehr den Raum des Alltags, in dem sich Würde zeigt oder verhüllt. Er betrachtet das Zusammenleben in der Familie, in der Freundschaft, die Welt der Medien, Formen religiöser Praxis, Situationen, die kein eindeutiges Handeln und damit keine eindeutige Bewertung zulassen. Das alles immer mit der Frage nach Würde. Wo entsteht sie, wo wird sie verletzt?

Lauderts Art ist es nicht, auf Antworten oder Eindeutigkeiten hinzuarbeiten. Er lässt vieles offen, beschreibt und sinnt nach. Es ist für den Leser wie ein Spaziergang durch einen Raum, in dem Würde und Menschlichkeit zur Frage geworden sind, wobei nicht verschwiegen werden kann, dass man des öfteren Gefahr läuft, auf diesem Gang den Weg zu verlieren. Das Büchlein schärft den Blick für die unzähligen Situationen des Lebens, in denen die Würde auftritt, ob sie nun erscheinen und sich entfalten darf oder ob sie mit Füßen getreten, verjagt

wird. In Wirklichkeit ist sie ja überall anwesend, wo man sich zu etwas Lebendigem in ein Verhältnis setzt, ob zu einem Mitmenschen, der Erde, zu sich selbst.

Zwischendurch überrascht die Lektüre nicht immer positiv mit kurzen Passagen, die aus dem betrachtenden essayistischen Stil herausfallen: Der Autor verfällt in einen salbungsvollen Ton, in dem der Christus in Alltagssituationen wie ein *deus ex machina* erscheint. Eine andere Lesehürde könnten für manchen die langen Passagen über Franz Kafka darstellen, dessen Präsenz übermächtig und nicht ganz nachvollziehbar durch den ganzen Text leitet.

Alles in allem ist aber das Büchlein ein Anreger für eigene Beobachtungen und bringt einen großen Reichtum an originellen Gesichtspunkten zum Thema Würde, um das wir alle heute kämpfen müssen. In mir ist die Sehnsucht nach ein wenig mehr begrifflicher Klärung wach geworden. Wo ist die Abgrenzung oder gegenseitige Ergänzung der Würde zu »Wert«, zu »Autonomie«? Was ist der Unterschied zwischen einer Entwürdigung und einer Demütigung?

Würde ist nicht sichtbar, die Frage ist aber, wo und mit welchen Mitteln wir sie eigentlich suchen. Das hat Andreas Laudert deutlich gemacht: Wir können die Würde eines Wesens nur finden, wenn wir selbst zu aktiven »Erwürdiger« werden.

Lydia Fechner

Erschriebenes Leben

PETER-ANDRÉ ALT: **Franz Kafka**. Der ewige Sohn. Verlag C. H. Beck, München 2005. 750 Seiten, 34,90 EUR.

Der Berliner Literaturwissenschaftler Peter-André Alt legte bereits eine zweibändige Schiller-Biografie vor. Sein Buch über Kafka enthält kein neues Quellenmaterial, sondern stellt komplexe Sachverhalte dar, die der Vielgestaltigkeit Kafkas und des Lebens überhaupt entgegenkommen. Alt entdeckte eine merkwürdige Spiegelung: Oft beschrieb Kafka vorab das, was er später erlebte. Beim Schreiben empfand er durchaus die »Allmacht des Autors«; oft aber führten ihn seine Texte auch in Sackgassen. Darauf weist

das stark Fragmentarische seines Werkes hin. Unablässig versuchte er, mit dem geschriebenen Wort an das Wesen der Dinge zu rühren. Rudolf Steiner gegenüber betonte er 1911 seine geradezu hellseherische Produktivität.

Im Tagebuch erprobte er verschiedenste literarische Schreibweisen. Seine Schreibenergie war elementar; versiegte sie, war sie nicht wiederzubeleben. »Das Tagebuch gerät damit zum Ort der Geburt des Subjekts, das sich schreibend selbst entwirft«, interpretiert Alt.

Kafka fühlte sich – außerhalb von Religion und Mythos – als enterbter Sohn. Da er ohne Verbindung zum Geistigen nicht leben konnte, musste er sie in seinem Werk neu erfinden. Daraus folgt nach Alt »die Suche nach dem verlorenen Erbe und das Festhalten an der Rolle des Sohnes«. Von der scheinbaren Eindeutigkeit der Welt hat sich Kafka früh distanziert. Das Schreiben als einzige Form ihres Ertragens: Kafka erfindet Gott und die Frau für sich als eigene neue Schöpfung. Nur im Medium der Schrift ertrug er seine Verlobte Felice auf Dauer; ein wirkliches Treffen mit ihr bedeutete den Sturz in eine »beschwerliche Realität«.

Nach Alt beginnt mit Kafka eine »neue Wahrnehmungskultur durch die Medien«. Der Grund für Kafkas Abneigung gegen Telefon und Parlograph sei das Zu-nahe-Treten der Stimme des Andern (Derridas »Metaphysik der Gegenwärtigkeit«). Die Medienwelt überbrückt nicht den Abgrund voller »Gespenster«, der die Menschen trennt. Bemerkenswert sind auch Alts Ausführungen zur Psychoanalyse Freuds. Kafkas inzestuös tingierte Beziehungen zu den Schwestern erscheinen jedoch überstrapaziert. In »permanenter Negation« lehnte er zu enge Bindungen und Rollen ab. Seine »Furcht vor Ritualen« erkläre sich daraus, dass sie sich – durch ihre aus der Wiederholung entstandene Kraft – anscheinend dem Logos entziehen.

Alts ausgezeichnete, sich nie wiederholende Stil ermöglicht eine sachliche, dabei leichte Erzählung vor einem solide erarbeiteten geistig-intellektuellen Hintergrund. Der Autor ist in moderner Philosophie wie auch im Werk Walter Benjamins beschlagen. Er betrachtet das Schreiben, Leiden und Leben Kafkas mit

dem distanzierten, leidenschaftslosen Blick des Wissenschaftlers; dies macht es Nicht-Wissenschaftlern schwer, bei der Stange zu bleiben.

Kafkas Stellung zu Rudolf Steiners Lehre kommentiert Alt im Wesentlichen verständnisvoll. Einschränkungen: »Steiners (von der Anthroposophie zur Theosophie gesteigerten) Naturlehre« und die Verwechslung von Seelenwanderung mit Reinkarnation; Anthroposophie als »intellektuelle« Strömung oder Rudolf Steiners »Theosophie« statt Anthroposophie.

Weiteres: Robert Weltsch war der Cousin, nicht der Bruder von Felix Weltsch. Hugo Bergmann war seit 1920 Angestellter der aufzubauenden Nationalbibliothek, die bei Gründung der Hebräischen Universität 1926 zur Universitätsbibliothek wurde. Zur Familie gehörten bis 1922 zwei Kinder und Bergmanns Mutter. Brzezina gehörte nicht zu Westpommern, sondern zu Schlesien. Dora Diamant hatte ihre Heimat freiwillig verlassen. Milena Jesenská und Julie Wohryzek starben zwar im KZ, kamen jedoch nicht beide durch die Shoa um, denn Milena, die an den Folgen einer Operation starb, war Nichtjüdin.

»Einem Zaddik soll man mehr gehorchen als Gott« ist kein autoritärer Grundsatz, sondern eine geistig begründete chassidische Empfehlung. In 20 chronologisch geordneten Kapiteln fasst Alt den Stand der Kafka-Forschung zusammen und hält sich dabei, im Gegensatz zu Reiner Stachs kürzlich erschienener Kafka-Biografie, streng an sein Thema. Beim Leser werden Kenntnisse vorausgesetzt. Daher ist es für den, der nicht ausgesprochen an Kafka interessiert ist, wenig geeignet. Doch für den Kenner ist Alts Herangehensweise eine Quelle von neuen Einsichten über den einzigartigen Autor und Menschen Franz Kafka.

Peter-André Alt stellte mit einem Vortrag sein Buch im Literaturhaus Berlin vor. Es ging ihm hier, auch im anschließenden Gespräch mit Sybille Cramer, um »Kafkas Selbstverständnis als Autor im Meer der Schrift«. Für Kafka war das Selbstbewusstsein, das er aus dem Schreiben zog, kein geringes. In diesem Kontext ging Alt auch auf jene von Kafka unlesbar gemachte, nun doch entzifferte Stelle ein, bei der Philister

bedenklich den Kopf schütteln: »Und zweifellos bin ich jetzt im Geistigen der Mittelpunkt von Prag«.

Maja Rehbein

Die große Unbekannte

Verena von Mayer/Roland Koberg: **Elfriede Jelinek**. Ein Porträt. Rowohlt, Reinbek 2006. 302 Seiten, 19,90 EUR.

»Alle die glauben, sie wüssten etwas Über mich, wissen nichts.«

Das Zitat ist typisch Elfriede Jelinek. Ein ent-waffnendes Selbstbewusstsein, das im Gegenüber den Leerlauf gewisser Antinomien in Gang setzt. Dennoch – der Unwissenheit in Bezug auf ihre Person ist ebenso abzuwehren, wie der Selbstgewissheit des Lesers, der wirklich interessiert ist, das Phänomen dieser weltweit polarisierenden Nobelpreisträgerin zu erfassen und vielleicht sogar zu beurteilen. Wer ist die Person hinter diesem zwiespältigen Werk, das abwechselnd charakterisiert wird als genialer Zeitgeistgesang geradezu homerischer Dimension oder als Trashkult und Schund auf niedrigstem Sprachniveau – mit allen denkbaren Zwischentönen. Offensichtlich geben Elfriede Jelinek und ihr Werk eine phantastische öffentliche Projektionsfläche ab. Das macht die Beschäftigung damit wichtig.

Nun ist die erste zusammenhängende biografische Darstellung erschienen. Trotz der enormen Menge an Sekundärliteratur gab es bisher keine Biografie. Das vorliegende Buch basiert auf ausführlichen Gesprächen mit der Autorin sowie ihren Freunden und Weggefährten, Theaterleute und Schriftstellerkollegen. Dazu wurde mit bisher unerforschtem Archivmaterial die Familiengeschichte recherchiert, die Elfriede Jelinek bisher selbst nur aus Erzählungen kannte – insbesondere die des Vaters, der im Nationalsozialismus als Halbjude galt. Die beiden Autoren dieses Porträts sind relativ jung und ihnen gelingt Erstaunliches. Sie entwickeln einen großzügig gelassenen Schreibstil, der weder dem Leser noch der Porträtierten jemals zu nahe tritt. Ganz ohne Schlüssellochperspektive, in präzisen, knappen und klaren For-

mulierungen, wird auch der eigene Standpunkt deutlich vermittelt. Die Person der Autorin Jelinek wird damit nicht weniger rätselvoll: Sie erscheint in all ihrer Widersprüchlichkeit. Darin liegt aber ihr Geheimnis, das Geheimnis, wie sie diese Fülle an Widersprüchen in sich trägt, versammelt, verbindet und auch einspannt.

Die kurzen Kapitel sind weniger nach Chronologie als nach Sinnzusammenhang gegliedert. Offensichtlich ist Elfriede Jelinek eine Geistesarbeiterin Faustischer Natur, die sich nach verschiedenen Seiten hin vom Abgrund umstellt sieht. Doch das Besondere in ihrem Fall: Sie spielt die Abgründe gegeneinander aus. So erscheint sie als eine virtuose Spielerin, die sämtliche Dämonien und Zwanghaftigkeiten des eigenen Wesens konsequent erotisch zur schöpferischen Arbeit einsetzt. Was dieser zugleich spielerische und streng disziplinierte Umgang mit der Eigenheit, selbst die bewusste Ausbeutung der eigenen seelischen Krankheit, als Quelle des Künstlerischen ergibt und freisetzt – das ist noch nicht ausgemacht, bleibt eine offene Frage. Es ist aber die Frage der Kunst der Moderne schlechthin, diejenige nach Authentizität. Ausdrücklich wurde mit der Verleihung des Nobelpreises für Literatur auch Elfriede Jelineks »Haltung« gewürdigt, ihr Bewusstsein für politische und soziale Sachverhalte, die sie schreibend verarbeitet. Wenn aber auch das nur Spiel wäre – ebenso »Kunstmateriale« wie es alles in Jelineks Leben zu sein scheint –, dann steht am Ende doch die Wahrhaftigkeit zur Disposition. Und das ist die andere große Frage der Moderne, diejenige nach dem Subjekt-Objekt Bezug. Falls Jelineks Kunst darin bestünde, die Sprache nach allen Regeln der Kunst melodisch abzuschlachten, um den an ihr und durch sie verübten Missbrauch aufzuzeigen: Wer ist in diesem Fall der Leser, der Zuschauer bei diesem Gemetzel?

In dem Porträt von Elfriede Jelinek liegt eine atemberaubende Beschreibung des Zeitgeistes vor, eine kulturelle Fixiertheit, die nur Täter oder Opferzuschreibung zu kennen scheint. Für den Leser eine heftige Provokation: einen dritten Weg, eine andere Identität ins Auge zu fassen. *Ute Hallaschka*

Ein Weg durch die Wüste

Nicole Krauss: **Kommt ein Mann ins Zimmer.** Roman. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 2006. 320 Seiten, 19,90 EUR.

»So war er mir vorgekommen, herbstlich. Furchtbar ernst, mit einer abrupten Schnelligkeit in seiner Bewegung, einer körperlichen Zurückgezogenheit, als entfernte er sich schon.« Doch gleichen Tags erleben Samson und Anna einen Moment »unauslöschlicher Schönheit« in der Liebe, in dem einer die Existenz des anderen als Wirklichkeit erfährt. »Er sagte, er hätte nichts dagegen, sich immer daran zu erinnern.«

So erinnert sich Anna im Epilog dieses Debüt-Romans der jungen Amerikanerin Nicole Krauss (geboren 1974), der Autorin von »Die Geschichte der Liebe«, mit der diese im vergangenen Jahr auch in Deutschland bekannt wurde. – Das war »sechs oder sieben Monate bevor Samson verschwand«. Kurz darauf wird er in desolatem Zustand in der Wüste bei Las Vegas aufgefunden. Man stellt einen Gehirntumor fest, der operiert werden kann. Doch all seine Erinnerungen seit seinem zwölften Lebensjahr sind verloren, auch die an seine Frau. Sie ist und bleibt ihm nun eine Fremde, was sie auf Dauer nicht aushält.

Der Prolog des Romans handelt von der Erinnerung an ein traumatisches Erlebnis in der gleichen Wüste: Ein junger Rekrut muss mit seinen Kameraden gewissermaßen als »Versuchstier« der Testexplosion einer Atombombe in nächster Nähe beiwohnen. Samson begegnet dieser Person, als sie schon alt und krank ist – in der Wüste bei Las Vegas, in einem privaten Wissenschaftscamp, wo sich beide als Versuchspersonen Hirnforschern zur Verfügung stellen. Er erfährt aber zunächst nichts von den Erlebnissen seines Kameraden – »bis Ray [der Wissenschaftler und Betreiber des Camps] schließlich eine Bombe in seinem Kopf explodieren ließ«. Doch bevor sich Samson, der bis zu seinem Gedächtnisverlust im Alter von 36 Jahren in New York ein angesehener Englischprofessor gewesen war, zu diesem Experiment bereit er-

klärte, war er bei einem Psychiater in Behandlung, der von seinem Fall fasziniert war und ihn schließlich auch an Ray vermittelte. »Warum Nevada?«, fragte er [der Psychiater], im Raum umherwandernd wie ein Detektiv auf der Spur eines Verbrechens. Er antwortete sich selbst: ›Weil es perfekt ist.‹ Weil man eben in die Wüste geht, wenn das Gehirn auf null schaltet, verbrannt, aufgeblasen, unbewohnt ist. Man geht zur Tarnung hin. Rein instinktiv, wie ein wildes Tier.« – Samson leidet nicht unter seinem Gedächtnisverlust; im Gegenteil: »Ungetrübt von Erinnerungen ist die Wahrnehmung absolut klar. Jede Beobachtung hebt sich scharf ab. Am Anfang, wenn noch nichts verschmiert, die Tafel noch vollständig sauber ist, gibt es nur den gegenwärtigen Moment: jedes kleinste Detail, reine Farben, der Lichteinfall. Wie Standfotos. Der Geist vorbehaltlos offen für die Welt, tief von ihr beeindruckt, ja sogar verletzt; noch nicht von der Erinnerung verschleiert.« Einmal »zur Leere erwacht«, ist er bereit, noch mehr aufzugeben – Frau, Heim, die ganze Stadt – »bis nichts mehr übrig blieb«.

Doch nun, wie er zum zweiten Mal, jetzt bewusst und freiwillig, in der Wüste ist, platzt buchstäblich eine Bombe in seinem Kopf: Ray ist es auf elektronischem Wege gelungen, seine Leere zu füllen – mit einer fremden Erinnerung, eben der des ehemaligen Rekruten Donald. Nun ist es schlagartig aus mit der Gelassenheit und Klarheit, und die Verletzung reicht tief. Samson verlässt wütend das Camp und versucht der quälenden Erinnerung, die nicht seine eigene ist, in Las Vegas zu entkommen: durch Dauerberieselung mit Wetternachrichten, Alkohol und auf der Suche nach dem ihm herausoperierten Tumor ...

Ein Telefonat mit Donald, mit dem ihn ein merkwürdiges Schicksal verbindet (»Du trägst was in deinem Kopf herum, was mir als Grünschnabel passiert ist.«) und der ihn quasi als Sohn adoptiert hatte, reißt Samson aus seinem Unglück heraus. Ihm dämmert, dass die Leere, mit der er gelebt hatte, »vielleicht gar keine Leere gewesen [sei], sondern unerkannte Einsamkeit«. »Es war, als wäre ein Streichholz angezündet worden, das nur erhellte, wie dunkel es wirk-

lich war.« Nun macht er sich auf, die Spuren seiner eigenen Erinnerungen, die ihm geblieben sind, zu suchen – die seiner Kindheit bis zum 12. Lebensjahr. Er findet seinen Großonkel Max in demenztem, also ebenfalls erinnerungslosem Zustand in einem Altenheim, entführt ihn und findet schließlich mit ihm zusammen das Grab seiner geliebten Mutter, an dessen Beerdigung er sich nicht mehr erinnern kann. Max findet dort die vertrauten Lieder wieder, die seine Nichte gesungen hatte. Und Samson drückt seine Wange ans Gras unter dem blühenden Magnolienbaum, wo seine Mutter begraben liegt und wo er nun die Gewebereste des Tumors, der seine Erinnerungen zerstört hat, verscharrt. Irgendwo zwischen Traum und Wirklichkeit sieht er sich neben seiner Frau Anna im Bett, sie an sich drückend und »Verzeih mir« sagend.

Nicole Krauss lotet in diesem Roman-Erstling mit präziser Sprache seelische Grenzsituationen zwischen Erinnern und Vergessen aus. Trotz der beängstigend düsteren Fiktionen durchzieht die Geschichte eine zarte Ironie, die ihr eine erstaunliche Leichtigkeit gibt. Und die Autorin überschreitet auf diesem Wege auch ein wenig ihre eigene Diagnose, die sie in einem Interview formuliert: »Diese enorme Distanz, die man zwischen sich und den anderen empfindet. Und dass man gleichzeitig den Wunsch hat, diese Distanz zu überwinden. Man ist hier, die anderen sind da. Und man möchte hinüber zu den anderen, was einem fast immer verweigert bleibt.« (»Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung«, 24.9.2006) – Samsons findet aus seiner herbstlichen Einsamkeit im Durchgang durch die Leere der Wüste wieder zu sich selbst zurück, zu seinen Wurzeln – und damit auch ins immer wieder neu erblühende Leben. Selbst wenn sein Traum von der Wiedervereinigung mit Anna nicht in Erfüllung geht, so scheint nun doch auch in ihm die Erinnerung an die »unauslöschliche Schönheit dieses Moments« wieder aufzuleuchten, und damit der Glaube an die Möglichkeit, die Distanz zum anderen tatsächlich zu überwinden. Dies kann nur aus dem Ich heraus geschehen, und die Möglichkeit, sich zu erinnern, ist eine der Grundbedingungen des Ich.

Stephan Stockmar

Anregend philosophisch

GERNOT BÖHME: **Goethes Faust als philosophischer Text.** Die Graue Edition, Zug/Schweiz 2005. 286 Seiten, 21 EUR.

Wer Goethes »Faust« bislang als Dichtung und als Theaterstück kennt und schätzt, darf von diesem Buch anregende Vertiefung seiner literarischen Erlebnisse erwarten. Der Band ist aus einer für den Druck überarbeiteten Vorlesung entstanden, die Gernot Böhme im Jahr 1999 zur Feier von Goethes 250. Geburtstag an der TU Darmstadt gehalten hat. Bei der Bearbeitung hat sich der mündliche Sprachduktus erhalten. Viele Passagen aus dem »Faust« werden ausführlich zitiert, so dass das Buch wie eine gemeinsame Lektüre erlebt werden kann, die der Autor kommentiert und erschließt.

Böhme erläutert im ersten Kapitel sein Anliegen, Goethes »Faust« als Lehrgedicht zu lesen und zu verstehen, das in der europäischen Literatur eine lange Tradition hat und in der Aufklärung neu belebt wurde. Goethe formulierte programmatisch: »Alle Poesie soll belehrend sein, aber unmerklich; sie soll den Menschen aufmerksam machen, wovon sich zu belehren wert wäre; er muss die Lehre selbst daraus ziehen wie aus dem Leben.« Er hat, Böhme zufolge, dieser Auffassung entsprechend – neben eindeutig didaktischer Poesie wie der »Metamorphose der Pflanze« – mit all seiner Dichtung eine Lehre vermittelt. Im »Faust« findet sich eben nicht nur eine, sondern »die mannigfaltigsten Lehren, und nur durch den Weg der Erfahrung, nicht durch ein Prinzip, werden sie zusammengehalten«.

»Faust« enthält in dichterischer Form Goethes Anschauungen über verschiedene Aspekte der Natur und des sozialen Lebens, über die Alchemie, verschiedene naturwissenschaftliche Gebiete, aber auch über Sprache, Ökonomie, Technik und die Polarität des Männlichen und Weiblichen. Diese »Lehren« werden nicht doziert, sondern erlebt und ermöglichen »eine Kette von Lehren, die man aus Fausts Erfahrungen ableiten kann«. So entwickelt Böhme in einer methodischen Einleitung, die der Vor-

lesungsreihe für die Buchausgabe vorangestellt wurde, und zehn thematischen Kapiteln Goethes Philosophie in anregender und überschaubarer Form. Auch der mit dem Faust-Text wenig vertraute Leser findet durch umfangreiche Zitate stets den Anknüpfungspunkt für Böhmes Gedankengang.

Böhme kommentiert Goethes »Faust« exemplarisch, nicht sukzessive. Darin liegt die Stärke und zugleich eine Schwäche seines Buches. In einzelnen Kapiteln kommt er durch eine subtile Lektüre zu vertieften Einsichten in die Lehre des »Faust«. Als ein gelungenes Beispiel soll das 4. Kapitel »Phänomenale Welt« angeführt werden. Hier widmet sich Böhme zunächst der wichtigen Szene »Wald und Höhle«. Faust wendet sich dankbar dem »Erhabnen Geist« zu, dem Erdgeist, der ihn zunächst zurückgewiesen hatte. Diesem verdankt er jedoch die Wahrnehmungsfähigkeit für die »Reihe der Lebendigen«, für die Naturwesen, die er als seine »Brüder« bezeichnet. Böhme erkennt, dass Faust – und somit Goethe – zum einen überhaupt sich den Phänomenen zuwendet und zum andern »nicht mehr nach einem Prinzip hinter den Phänomenen sucht, sondern das Ordnungsprinzip in der Beziehung der Phänomene untereinander«. Damit wäre eine wichtige Lehre Goethes ausgesprochen! »Man suche nur nichts hinter den Phänomenen: sie selbst sind die Lehre.«

Dieses Geschenk des Erdgeistes, so Böhme, kann ihm nun erst aufgehen, da die Liebe zu Gretchen ihm zur Sinnlichkeit und eben auch zur Offenheit der Sinne verholfen hat. »Der Weg zur Natur ist ein Weg der Liebe und die Natur wird in der Geliebten selbst erfahren.« Damit schließen sich für Böhme auch die so genannten Magister-Tragödie und die Gretchen-Tragödie zusammen. Die Liebe führt zur (Natur-)Erkenntnis.

In zwei Kapiteln beschäftigt sich Böhme mit dem Homunkulus. Der Versuch, im Laboratorium »einen Menschen zu machen«, führt einerseits zurück in die Tradition der Alchemie; Böhme zitiert eine Anweisung von Paracelsus, die Goethe gekannt haben kann. Andererseits sind mit diesen Experimenten aktuelle Fragestellungen und Herausforderungen an unsere Urteils-

kraft verbunden, die durch die Reproduktionsmedizin und die Gentechnik ausgelöst werden. Böhme entwickelt Goethes Naturphilosophie aus der durchaus kritischen, in ironischem Tonfall verfassten Szene. Wagner, jener Famulus, der Fausts Erkenntnissehnsucht immer schon als »Grillen« bezeichnet hatte, kann den Homunkulus nur mit Mephistos Hilfe erschaffen. Er entsteht dann als ein leuchtendes kleines Männlein, sprachgewandt, aber ohne Körper. Böhme erläutert, »dass es die Materie ist, was dem Homunkulus zur Existenz fehlt, also die Matrix - das mütterliche Prinzip.« Und gerade dieses mütterliche Prinzip spielt innerhalb von Goethes Naturphilosophie eine bedeutende Rolle. Das Reich der Mütter ist Mephisto nicht zugänglich, Faust jedoch erlangt dort die Möglichkeit, Helena als Bild sinnlich erscheinen zu lassen.

Böhme verfolgt den Weg des Homunkulus zu seiner Verkörperung in der »Klassischen Walpurgisnacht«. Hierbei kommt vor allem Goethes Sicht der Weltentwicklung, seine »Evolutionstheorie«, wie Böhme sie nennt, zur Sprache. Homunkulus wird von Thales »darauf hingewiesen, dass er, bevor er schließlich zum Menschen werden kann, im kosmogonischen Prozess viel Zeit habe und viele Formen durchlaufen müsse.« Böhme macht hier unter Hinweis auf die Arbeiten von Wolfgang Schad deutlich, dass Goethe das Entwicklungsgesetz der Metamorphose meint und keinesfalls als Vorläufer des Darwinismus gesehen werden kann. Er führt Jakob Böhme und Spinoza an, die »den Naturprozess durchaus als eine fortgesetzte Schöpfung verstanden haben« ... »gewissermaßen als Selbstwerdung Gottes« – in Goethes Sinne auch als Selbstwerdung des Menschen. Das Homunkulus-Kapitel endet mit der Vereinigung von Aktivität und Wandel (im Bild von Flamme und Wasser) durch den Eros. Damit wäre der alchemistische Impuls geistig erfüllt. Allerdings sucht Böhme an dieser Stelle nicht nach dem weiblichen Prinzip! Dieses Thema greift er erst im Schlusskapitel wieder auf. Liest man jedoch »Faust« Vers für Vers, so tritt unmittelbar nach dieser »Urzeugung« des Homunkulus am Schluss des 2. Aktes im

Anfangsmonolog des 3. Aktes Helena auf. Steht sie in Verbindung mit Homunkulus? Welchen Part nimmt sie ein im »fortgesetzten Prozess der Schöpfung«? Welche Aufgabe hat diese poetische Existenz für die Selbstwerdung des Menschen? – Diese Fragen mag der Leser und »Faust«-liebhaber weiterdenken.

Dank der zahlreichen, ausführlich zitierten Quellen bietet Böhmes Arbeit eine gediegene Einführung in die Naturphilosophie im »Faust« und zugleich vertiefende Aspekte für Leser und Leserinnen, denen mancher Gedanke schon vertraut sein mag. So sei das Buch auch Lehrern und Dozenten wärmstens empfohlen. Naturphilosophische Themen in einer »Faust«-Epoche scheinen mir sehr zeitgemäß und gerade für Jugendliche und Studenten sehr wesentlich zu sein.

Andrea Errenst

Verschwendung

WOLF LOTTER: **Wirtschaft braucht Überfluss** – die guten Seiten der Verschwendung. Hanser Verlag, München 2006. 254 Seiten, 19,90 EUR.

Wolf Lotter ist Mitbegründer des Wirtschaftsmagazin »brand eins« und schreibt dort die Leitartikel. Wenn jemand wie er seinem Buch den Titel »Verschwendung« gibt, kann man davon ausgehen, dass er genüsslich entlang der negativen Konnotation dieses Titels die angstvollen Rechthaber von Not und Knausern tranchieren wird. Den lustfeindlichen Sparbrötchen und Gleichmachern wird hier ein üppiges Mahl vorgespeist. Und nach manchem Abschnitt versteht es Lotter – in einem Halbsatz, wie ein kapriziöser Tupper mit der Serviette – das Kapitel zu lupfen, zu wenden ins Unerwartete, auf dass ihm nichts am Munde kleben bleib. Lotters Schreibstil ist exzellent und unterhaltsam, hält allerdings den Spannungsbogen nur über die Länge eines Magazinbeitrags. In diesem schön gestalteten Buch mit 250 Seiten ergibt das Neuanläufe und Wiederholungstaten. Die immer gleiche Kernaussage klappert gebetsmühlenhaft. Doch das überhört man gern bei all den bunten Kleidern, in denen Lotter den freien Geist drapiert und die Lust am knackigen

Zubeißen, am köstlichen Auseinandernehmen des Gewohnheitsblocks immer neu zelebriert. Er glänzt mit Recherche und trägt Zitate auf, greift in die Geschichte, fabriziert Bonmots und barbiert in einem Streich gleich zehn erstaunte Gesichter. Das Buch selber also ist verschwenderisch und somit authentisch und identisch mit seinem Thema. Es ist das Buch eines Journalisten, nicht eines Wissenschaftlers. Die Wahrheitssuche folgt der Freude an der eigenen Meinung. Doch wer erwartet schon von einem Buch, dass es ihm den ultimativen Objektivitätsbrei füttert, nach dem die Welt bestimmt besser wird?

Wolf Lotter sagt und belegt in gleicher Manier, dass Verschwendung gut ist, Vielfalt ist und Innovation, Fortschritt. Gescholten wird das Festhalten am industriellen Denken, an sturer Planbarkeit, am Vereinfachen, Vermassen und an der Doktrin der Knappheit. Gescholten wird die Ängstlichkeit vor der Zukunft. Verschwendung und das Streben nach mehr sind eine biologische Konstante. Wirtschaft ist nicht Entbehrung, nicht den Gürtel enger schnallen, nicht Zurückhaltung. Und: Verschwendung ist nicht Vergeudung.

Besonders abgesehen hat es Wolf Lotter auf die Bürokraten und Controller, die Versorgten und Macht-Aussitzer. Ihre initiativfeindlichen Regelwerke und ihr Sicherheitsgehebe schnippst er mit einer der stechendsten Zitatewendungen vom Tisch. »Ein kollektives ›Sollen sie doch Kuchen essen‹«,¹ so bezeichnet er die gesetzgeberische wie besitzständlerische Ignoranz denen gegenüber, die Neues wagen und sich frei bewegen im eigenen, zeitgemäßen Unternehmertum. Hier nämlich ist der Hunger, um den es Wolf Lotter geht.

Enno Schmidt

1 Als die hungernden Massen vor Versailles zogen, fragte Marie Antoinette einen ihrer Offiziere, was die Leute da schrien, was sie denn wollten. Majestät, antwortete dieser, sie haben kein Brot. Wenn sie kein Brot haben, entgegnete die Königin, sollen sie doch Kuchen essen.

Auge des Gesetzes

MICHAEL STOLLEIS: **Das Auge des Gesetzes. Geschichte einer Metapher.** Beck Verlag, München 2004. 87 Seiten, 12 EUR.

Die mit zahlreichen Illustrationen versehene Studie von Michael Stolleis untersucht die Geschichte einer Metapher, die – in der Hochkultur Ägyptens ihren Ausgangspunkt nehmend – Eingang in die monotheistischen Religionen des Judentums, des Christentums und des Islam fand, um dann in der Neuzeit, besonders im 17. und 18. Jahrhundert, wieder voll in Erscheinung zu treten. Dabei ist das Symbol des wachenden, allsehenden Auges mit einer Suggestivkraft versehen, die mit der Vorstellung göttlicher Allmacht oder – in säkularisierter Form – dem gläsernen Milieu des omnipräsenten Überwachungsstaates verbunden sein mag. Aber auch damit, dass mit dem Auge ein zentrales menschliches Sinnesorgan angesprochen ist, das Wachsamkeit und Bewusstseinsinsel im Kontrast zur unfassbaren Dunkelheit eines unterweltlichen Unterbewussten evoziert. Gleichsam meint das »Auge des Gesetzes« die Allgegenwart des Rechts und die Herrschaft des Gesetzes, die vor der Willkür personaler Herrschaft schützt.

Der Autor untersucht zu Beginn seiner Studie die Bedeutung des alles sehenden Auges in den monotheistischen Religionen: Dort steht es für einen stets wachsam »Beobachtergott« mit samt seinen jede menschliche Vorstellung überschreitenden Eigenschaften.

Eine schöne und gleichsam aussagekräftige Abbildung eines in ein Pentagramm eingeschriebenen Auges aus einem theosophischen Werk Jakob Böhmes veranschaulicht auf Seite 18 die christliche Ikonographie der Trinität: Ein strahlendes, von einem gleichseitigen Dreieck umschlossenes Auge kennzeichnet Gottes Allgegenwart, Allwissenheit und Voraussicht. Während in der mittelalterlichen Mystik Auge und Licht zusammengedacht wurden, findet sich in der Bildenden Kunst, besonders seit dem Barock, die Darstellung eines Dreiecks mit einem mandelförmigen Auge in einem Strahlenglanz.

Im 17. Jahrhundert ereignete sich im Gang der Säkularisierung eine zunehmende Verknüpfung von theologischer und politischer Sprache und dem Glauben an eine mögliche Synthese von theologischer und naturwissenschaftlicher Wahrheit. Vor 1789 breiteten sich in der ägyptischen, antiken und jüdisch-christlichen Kulturwelt drei miteinander verzahnte Traditionslinien des »Auges« aus, sämtlich in der Vorstellung von der Allwissenheit und Gerechtigkeit eines höchsten Wesens kulminierend. Dabei wurde das Bild eines wachenden Herrergottes zunehmend in die weltliche Metaphorik des zum irdischen Gott verklärten absolutistischen Herrschers überführt. Die damit einhergehende Verwandlung der Symbole und Embleme mitaufgezeigt zu haben, ist das Verdienst dieser interessanten Studie. *Gerd Weidenhausen*

Schöpferisches Durchglühsein

ANTON KIMPFLER (Hg.): **Schöpferisches Durchglühsein**. Ernst Georg Haller und sein künstlerisches Wirken. Wege Verlag, Freiburg 2006. 60 Seiten, 5 EUR. Bezug: Wege-Buchhandel, Scheffelstraße 53, 79102 Freiburg.

Im Juli-Heft dieser Zeitschrift wurde eine Besprechung des Buches »Mensch werden mit den Widersachern« von Anton Kimpfler abgedruckt. Manche der dort im Bildteil wiedergegebenen Abbildungen wirken mit besonderer Kraft nach. Ernst Georg Haller, der diese Zeichnungen schuf, ist aber nur in engerem Kreis bekannt geworden. Aus dem Nachlass des Künstlers hat Anton Kimpfler Texte, Gedanken und Porträtskizzen in einem Heft gesammelt und herausgegeben. Ein tief künstlerisches Empfinden für die Schönheit der Farbenwelt ist dort zu erleben. Ergänzt durch biographische Skizzen ist das Heft ein wichtiger Hinweis auf die Bedeutung dieses Malers. *Matthias Bideau*